

Fünfundzwanzig Kakanien

William M. Johnstons *Der österreichische Mensch*

Daniel Krause (Kraków)

Rezension v. Johnston, William M.:
Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs. Wien: Böhlau 2010, 394 pp.

William M. Johnston ist vierzig Jahre nach seinem Standardwerk *The Austrian Mind* (1970) mit einer weiteren, kaum weniger ambitionierten Darstellung zur österreichischen Geistesgeschichte hervorgetreten: *Der österreichische Mensch*. Im Untertitel *Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs* deutet sich an, dass Johnston auf österreichische Identitätskonstruktionen abzielt. Sein Ehrgeiz geht darauf aus, 25 meist österreichische Essayisten und Dichter zwischen Hofmannsthal und Friedrich Heer und deren Konjekturen über österreichische Identität zusammenzuführen. Johnstons Augenmerk gilt besonders jenen Autoren, die bislang wenig oder gar nicht gewürdigt wurden: „Mehr als die Hälfte der hier angeführten Autoren sind in Vergessenheit geraten, und einige der gehaltvollsten Texte – wie diejenigen von Hassinger, Benda und Otto Basil – sind völlig vergessen.“ (p. 17) Johnston sammelt, ordnet und zieht seine Schlüsse. Auf jedem dieser drei Niveaus hat er Wertvolles und Originelles zu bieten – das wissenschaftliche Gespräch wird nachhaltig von diesem Buch profitieren.

William M. Johnston verfügt über ein seltenes Maß methodischer Disziplin – bei der gewaltigen Stofffülle ein umso wesentlicherer Vorzug. Auch eignet ihm die Philologentugend der Geduld – zumal, wo es gilt, teils apokryphe Primärtexte zu sichten, intelligent zu exzerpieren und zusammenzufassen. Statt Volltexte werden kommentierende Paraphrasen geboten, darüber hinaus die „erste je veröffentlichte“ Bio-Bibliografie zur Österreich-Essayistik. (Der Niederschrift müssen heldenhaft gründliche Archiv-Studien vorangegangen sein.) Johnstons Deutsch schließlich würde jedem Muttersprachler Ehre machen. Anglizismen begegnen fast nie – seltener als bei deutschen Autoren –, grammatikalische Interferenzen, unidiomatische Fügungen ebenso wenig. Einzig die Zuständigkeit des Wortes ‚Kultur‘ wird über Gebühr strapaziert, etwa dort, wo deutlicher von ‚Zivilgesellschaft‘ zu sprechen wäre.

Kurzum: Hier wird exzeptionelles Lesevergnügen geboten, angelsächsische Klarheit in beinahe makelloser deutscher Sprachgestalt. Eine seltene Verbindung – sie reflektiert, aus Johnstons Sicht, eine methodische Notwendigkeit: „Mit Absicht habe ich dieses Buch auf Deutsch geschrieben. Von Anfang schien es mir sinnlos, ja unmöglich, die Nuancen der Essays über das spezifisch Österreichische in einer nichtdeutschen Sprache zu erfassen oder auszudrücken.“ (p. 16)

Wie stets mussten inhaltliche und methodische Vorentscheidungen getroffen werden. So bleibt das 19. Jahrhundert, Franz Grillparzer inklusive, außen vor: Bei Johnston scheint der Österreich-Diskurs im Vorfeld des Ersten Weltkriegs, der Dekadenperiode der Monarchie, einzusetzen. Dass diese *methodisch* sehr wohl begründete Verengung des Blicks in die Sache selbst zurückprojiziert wird, ist denn doch irritierend, und hierin liegt die vielleicht einzige Schwäche des Bandes: „Auffällig an diesem Diskurs ist vor allem, dass er keinerlei Ursprünge im 19. Jahrhundert hat. Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten hat Österreich erst sehr spät damit begonnen, seine Kultur begrifflich zu erfassen. [...] Im Jahre 1910 [...] stand der Diskurs über das Österreichertum gerade bei der Stunde Null.“ (p. 24ff.) Auch werden politische Gesprächszusammenhänge – z.B. im Umfeld Franz Ferdinands, des Ständestaats oder des ‚großdeutschen‘ Anschlussgedankens – absichtsvoll ignoriert: Johnston ist es erklärtermaßen und ausschließlich um Schöngesteirer, Intellektuelle und Dichter, die ‚chattering classes‘, zu tun. Die rigorose Trennung zwischen Politik und Geistesleben sei der Sache selber geschuldet, sie müsse als Kennzeichen der österreichischen Kondition gelten. Diese Einschätzung wird mehrfach, und charakteristisch pointiert, zum Besten gegeben, zuweilen mit überraschenden – überraschend einfachen – Resultaten, die im Vorübergehen erhellende Schlaglichter auf viel interpretierte Romanwerke werfen: „Die Trennung zwischen Kultur und Politik hat die Aufgabe der Essayisten ungemein erschwert [...]. Ein Hauptthema von Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* ist die Unmöglichkeit, die Leistungen der Hochkultur in das politische Leben des Habsburgerreichs einzubringen. [...] Daher musste der Möglichkeitsmensch Ulrich seine Zuflucht aus dem öffentlichen Leben in der Liebe zu seiner Schwester nehmen, denn nur das ausgesprochen Private konnte das Schöpferische beflügeln.“ (p. 334) Angesichts der sagenhaften kulturellen Blüte der Wiener Jahrhundertwende – zuweilen wird sie Habsburg gutgeschrieben – können Richtigstellungen zum real existierenden Kakanien, hartnäckig wiederholt, therapeutisch wirken.

Unter den zwei Dutzend Gewährsleuten finden sich wohletablierte, kanonische Größen wie Hofmannsthal, Musil, Wildgans, Kassner und Bahr. Zu den wenig bekannten, durch Johnston neu zur Geltung gebrachten Autoren rechnen Robert Müller, Richard Schaukal, Hans Prager, Richard von Kralik, Ernst Lissauer und Oskar Benda. Dass solche Fülle nicht in konturlosem Tohuwabohu mündet, ist Johnstons Gliederungs- und Dramaturgengeschick zu verdanken. Durch Portionierung des Stoffes in neun Kapitel – „Die ersten Formulierungen 1910–1914“, „Die Essayisten der Kriegszeit bejahen das Österreichertum“, „Neubewertungen des ‚Kakanischen Menschen‘ 1919–1930“ etc. –, durch Mut zu Raffung und Zäsur, auch Wertung, gelingt es dem Autor, Prägnanz und Übersicht zu gewährleisten. Ein freundlicherer, kundigerer Cicerone als Johnston wird sich nicht finden lassen.

Die Darstellung schließt mit Autoren der zweiten Nachkriegszeit, darunter Otto Basil und Friedrich Heer. Das dritte Drittel des 20. Jahrhunderts wird ausdrücklich nicht einbezogen. Dies lässt sich verschmerzen: Über österreichische Identitätskämpfe um Waldheim und Haider, Thomas Bernhard und Elfriede Jelinek ist reichlich geforscht worden. Johnston tut gut daran, den vergessenen Autoren der ersten Jahrhunderthälfte Gehör zu verschaffen – wiewohl der Leser gern erführe, wie Johnston die nationalsozialistischen Verstrickungen Österreichs behandelt.

Ein Hauptanliegen des Autors ist der „theresianische Mensch“ als Inbegriff oder Steigerungsform des „österreichischen Menschen“. Mag jener Menschenschlag mehr Mythos als Wirklichkeit sein, zumal in der Verfallsperiode Habsburgs – eine Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit des späten 18. und 19. Jahrhunderts ist dennoch gegeben, vermittelt durch Österreichs „Dienstaristokraten“, denen ein hohes Maß an Mobilität und Anpassungsbereitschaft dem Dutzend habsburgischer Kulturen und Sprachen gegenüber abverlangt wurde. Der steifleinene Bezirkshauptmann nimmt zwischen Bodensee und Bukowina, Dalmatien und Schlesien, Züge eines Vagabunden an – Franz Werfel spricht vom „sacrificium nationis“. Mit dem ähnlich gearteten Offizierskorps wird der Beamte zur eigentlich staatstragenden Klasse und zum wichtigsten „Sozialkapital“ Österreichs, geadelt durch Tugenden der „Konzilianz“ und „Duldsamkeit“, gleichsam durch innere Weite. Solche Dienstaristokraten in ihrer kuriosen Mischung aus Philistertum und einer Prise Zigeuner geraten zum Alleinstellungsmerkmal Österreichs, jedenfalls innerhalb Mitteleuropas. Dies ist der Kern des „Hassinger-Lhotsky-Paradigmas“ vom „österreichischen Menschen“, der „in erster Linie ein Beamter oder Offizier“ gewesen sei (p. 288). (Seine Physiognomie ließe sich, reichlich salopp, mit der Fügung ‚Bohemian Bourgeois‘ umschreiben.) Nun hatte schon Lhotsky, Historiker seines Zeichens, in den sechziger Jahren angeregt, den „österreichischen Menschen“ einer vergleichenden Untersuchung im Sinne kollektiver Biografie bzw. Prosopografie zu unterziehen. Dergleichen ist bisher nicht geleistet worden, man wird sich fürs Erste an belletristische Darstellungen halten: Joseph Roth bewährt sich ein weiteres Mal als ‚der‘ Dichter Kakanien, stellt sein *Radetzky* doch den Niedergang einer Familie von Dienstaristokraten als österreichische Geschichte in nuce dar, wiewohl mit verklärender, apologetischer Tendenz.

Letzten Endes ist die Suche nach der Eigenart der österreichischen Kultur auch an der Vielfalt der zutreffenden Hypothesen gescheitert. Die bunte Mannigfaltigkeit der Donaumonarchie spiegelte sich in einer entsprechenden Mannigfaltigkeit von Konstrukten eines österreichischen Menschen wider. Der seinem Ende nahende Vielvölkerstaat hat nicht nur eine Vielzahl von Menschentypen, sondern auch von relevanten Idealtypen [im Sinne Max Webers] hervorgebracht. (p. 324)

Mag die notorisch unübersichtliche Sachlage Syntheseversuche entmutigen – im Rahmen des Möglichen hat William M. Johnston eine äußerst beachtliche, im post-postmodernen Wissenschaftsklima geradezu extravagante Ordnungsleistung erbracht. Womöglich steht Johnston, ein Gelehrter alten Schlags, rezenten Begriffsbildungen à la ‚Postmoderne‘ und ‚Hybride‘ zu fremd gegenüber, als dass er in Versuchung geriete, der österreichischen Gemengelage solche Schlagwörter aufprägen zu wollen. Als Vorspruch und Devise hatte er ein Wort Ludwig Wittgensteins (1929, *Vermischte Bemerkungen*) gewählt, der im Weiteren keine Rolle mehr spielt, vielmehr exterritorial bleibt, schlicht, weil er keine Österreich-Essays verfasst hat: „Ich glaube, das gute Österreichische (Grillparzer, Lenau, Bruckner, Labor) ist besonders schwer zu verstehen. Es ist in gewissem Sinne *subtiler* als alles andere, und seine Wahrheit ist nie auf Seiten der Wahrscheinlichkeit.“